

Buchbesprechung

Foljanty-Jost, Gesine, *Ökonomie und Ökologie in Japan, Politik zwischen Wachstum und Umweltschutz*, Leske + Budrich, Opladen 1995, 239 S.

Der Titel des Buches ist irreführend, denn die Autorin behandelt nur einen Teilbereich der Ökologie und Ökonomie Japans: den Strukturwandel der Industrie. Die Landwirtschaft bleibt völlig außen vor; selbst eine Begründung für ihr Fehlen sucht man vergebens. Auf den ersten Seiten erläutert die Autorin, weshalb sie dem "technischen Umweltschutz", also zum Beispiel der Schadstoffvermeidung in der Produktion, nur wenige Sätze widmet: "Die Zuspitzung der Klimabedrohung hat deutlich gemacht, daß ein noch so intelligenter Umweltschutz allein das Umweltproblem nicht lösen kann." (S. 15) Dieser stoße an Grenzen, wenn die Wirtschaft wachse, aber die Produktionsstrukturen gleich blieben. Eine magere Begründung, zumal die Autorin erwähnt, Japan habe zum Beispiel auf dem Gebiet der Luftreinhaltung einige innovative Gesetze verabschiedet. Was daran so neuartig war, hätte sicher viele Leser interessiert, doch sie gönnt diesem Thema nur einen einzigen, dürren Satz.

Nehmen wir also an, das Buch habe den zutreffenderen Titel: "Ökologie und Strukturwandel in Japan. Politik zwischen Wachstum und Umweltschutz." Ein interessantes Thema, denn zumindest von 1970 bis 1985 trieb Japan den Wandel zu einer relativ ressourcenschonenden Industriestruktur am weitesten voran.

Im ersten Kapitel untersucht die Autorin die Strategie- und Steuerungskapazität, sowie die Integrations- und Innovationskapazität des Staates. Das politische System Japans weist günstige Voraussetzungen für einen ökologisch orientierten Umbau der Industrie auf. Der Staat hat eine akzeptierte Führungsrolle zur Aufstellung von Richtlinien. Vor allem

Industrieverbände und das Ministerium für Internationalen Handel und Industrie (MITI) sind über eine Vielzahl von Gremien verflochten. Bürokratie und Industrie dominieren die Konsenssuche zwar, aber Gewerkschaften und Umweltverbände sind in beratender Funktion einbezogen, was das Widerstandspotential bei Umstrukturierungen reduzieren kann. Auf die Schwachstellen dieses Systems geht Foljanty-Jost nicht ein: Die Kollusion zwischen Bürokratie und Wirtschaft kann es auch erschweren, für die Industrie unangenehme Lösungen durchzusetzen; bei Fehlentscheidungen kann sich jeder der Beteiligten aus der Verantwortung stehlen.

Die wirtschaftliche Entwicklung Japans zeichnet die Autorin im zweiten Kapitel nach. Bis 1973 förderte der Staat rohstoffintensive Industrien, wie die Schwer- und chemische Industrie, die sich vor allem in den Ballungsgebieten um Tōkyō, Ōsaka und Nagoya ansiedelten. Japan erzielte außerordentlich hohe Wachstumsraten, doch die Umweltschäden waren ebenso außergewöhnlich. Später wurden Investitions- und Konsumgüterindustrien zu Wachstumslokomotiven, die Grundstoffindustrien bauten Kapazitäten ab. Zudem bemühte sich die Industrie um Energie- und Rohstoffeinsparungen, so daß sich Japan zum "umweltpolitischen Modell" entwickelte. Dank struktureller Veränderungen und regulativer Umweltpolitik sank die Umweltbelastung trotz relativ hoher Wachstumsraten. Nach 1986 kompensierte die steigende Gesamtproduktionsmenge jedoch die positiven Effekte wieder.

Anhand zahlreicher Tabellen und Abbildungen zeigt die Autorin in Kapitel Drei, wie sich das Müllaufkommen und der Verbrauch von Strom, Endenergie, Wasser und Boden des verarbeitenden Gewerbes in den letzten zwanzig Jahre verändert haben. Beim Strom hatten zum Beispiel Einsparungen innerhalb von Industriezweigen mehr Einfluß als der Strukturwandel. Die Wachstumsrate des Rohstoffverbrauchs war bis 1986 geringer als die der Wirtschaft, doch nur beim Endenergieverbrauch kam es zu absoluten Einsparungen. Bei Wasser, Boden und Abfall sanken Verbrauch/Aufkommen zwar branchenintern, doch der Produktionsanstieg insgesamt wog dies wieder auf. Nach 1986 näherten sich die Wachstumsraten für Ressourcenverbrauch und Bruttosozialprodukt wieder an. Der Aufstieg von Industrien, wie der Chip-Produktion, schaffte neue

Formen der Umweltbelastung, etwa beim Industriemüll. Dennoch nimmt Japan im Vergleich von Rohstoffverbrauch und Wertschöpfung unter den Industrieländer immer noch einen Spitzenplatz ein.

Mehr Vergleiche zu Deutschland hätten den Informationswert des Kapitel sehr erhöht. So hätte der Leser besser beurteilen können, inwieweit beschriebene Phänomene spezifisch japanisch waren. Kaum jemand kann abschätzen, wie ungewöhnlich etwa die Entkopplung zwischen Wertschöpfung und Abfallaufkommen in der Zement-, Eisen- und Stahlerzeugung war. Es wäre auch wünschenswert gewesen, statt einer reinen Aufzählung der Daten, den Einfluß umweltpolitischer Maßnahmen auf die Entwicklung deutlicher aufzuzeigen.

Den Beitrag der Umweltpolitik legt die Autorin in Kapitel Vier dar. Sie beschreibt die Kompetenzen und Programme der zuständigen Ministerien und Ämter und die Entwicklung der Industrie- und Energiepolitik. Das MITI nimmt eine herausgehobene Stellung ein. Von 1974 bis 1985 wurde eine Steuerung über ein differenziertes und strenges Grenzwertsystem versucht. Ab 1988 rückten globale Umweltfragen in den Vordergrund, der Staat setzte mehr auf "weiche" Instrumente, wie Empfehlungen. Das MITI sah sich als Koordinator für die Initiativen der Unternehmen. Die Weitsicht der Bürokratie beurteilt Foljanty-Jost etwas idealistisch. So schreibt sie auf Seite 144, schon 1974 sei in der Ministerialbürokratie der Gedanke an einen ökologischen Umbau der Industriegesellschaft nicht fremd gewesen. Erst fünf Seiten später folgt die notwendige Relativierung: Der Ölschock hatte das rohstoffarme Japan wie kein anderes Land betroffen und Handlungsdruck geschaffen. Der Energieverbrauch der japanischen Industrie sank in den letzten zwanzig Jahren um mehr als 65 Prozent, ein Rückgang, der sonst nirgends erreicht wurde. Doch das Umweltamt stellte selbst fest, daß der Preis für Energie dafür wichtiger war als umweltpolitische Maßnahmen.

Im fünften Kapitel versucht die Autorin eine Zusammenschau. Von 1974 bis 1979 fielen ökologisch orientierte Maßnahmen bei den Unternehmen auf fruchtbaren Boden, denn wegen des Ölschocks und der Umweltkrise wollten diese die Kosten für Energie und Kompensationszahlungen an Umweltopfer möglichst gering halten. Die Erfolge dieser Anstrengungen

bewirkten, daß der Staat sich zurückzog, nach 1987 kümmerte er sich mehr um globale Umweltfragen. Als der Handlungsdruck der siebziger Jahren nachließ, fanden Strategie- und Steuerungsfähigkeit des Staates ihre Grenzen in der Borniertheit der Ressorts in den Institutionen. Integrationsfähigkeit entfaltete der Staat generell nur bei Politikfeldern und bei Gruppen, wo schon ein Grundkonsens bestand. Die Innovationskapazität verlagerte sich mehr und mehr zu den Unternehmen. Die Strukturpolitik des Staates war also weniger bedeutsam als vermutet. Sie wurde auch nur benutzt, als Handlungsdruck, aber keine Gefahr für Wachstum und Arbeitsplätze bestand und das Machtverhältnis innerhalb der Bürokratie und zwischen Bürokratie und Wirtschaft ausgeglichen war. Dennoch glaubt Foljanty-Jost, daß Industrie und Staat institutionell und programmatisch darauf vorbereitet sind, sich bei Umweltkrisen zügig anzupassen und so wettbewerbsfähig zu bleiben.

Ich weiß nicht, wem ich das Buch als Lektüre empfehlen sollte. Die Autorin läßt offen, an welchen Leserkreis sie sich wendet. Den interessierten Laien dürfte die spröde Sprache abschrecken, muß er sich doch durch Satzungetüme kämpfen, wie das folgende über die Ölpreiskrise: "Die latente Fragilität eines Wachstums, das nahezu vollkommen von Rohstoffimporten abhängig ist, war trotz der entsprechenden Erfahrungen während des Zweiten Weltkriegs in der Industriepolitik der fünfziger und frühen sechziger Jahre zugunsten der Förderung einer rohstoffintensiven Industriestruktur verdrängt worden." (S.50)

In der Bibliographie überwiegen politikwissenschaftliche Titel die wirtschaftswissenschaftlichen bei weitem. Dies legt nahe, daß Foljanty-Jost nicht in erster Linie für Wirtschaftswissenschaftler schreibt. Dennoch stellt sie wirtschaftswissenschaftliche Erkenntnisse zum Teil so verkürzt dar, daß wohl nur Fachleute verstehen, was gemeint ist. Zum Beispiel habe sich gezeigt, "daß die Wirksamkeit von Verhaltenssteuerung durch Ökoabgaben nicht überschätzt werden sollte: sie erfüllen nur dann ihren umweltschützenden Zweck, wenn sie den Preis der Natur real abbilden, dynamisch angelegt sind und eine Abwälzung auf die Allgemeinheit und damit eine Anonymisierung der Kosten nicht zulassen." (S. 17)

Andererseits sind ihre Aussagen oft so schwammig ("Energie ist der "Reis" für Japans Wirtschaft, und sie muß billig sein." (S. 172)) oder unbelegt, daß sie für den akademischen Gebrauch wertlos werden. So behauptet die Autorin auf Seite 50 im Hinblick auf die Rezession nach 1973: "Folge war, daß die Wachstumsbranchen der sechziger Jahre, allen voran Stahl, Aluminium, Schiffbau und Chemie, erstmals Einbrüche hinnehmen mußten. Dadurch wurde das Ende der allein auf quantitative Expansion ausgerichteten industriellen Wachstumsstrategie, die sich jahrelang den Verzicht auf technologische Innovationen leisten konnte, eingeleitet." Leider erwähnt die Autorin nicht, welcher Quelle sie den "Verzicht auf technologische Innovationen" entnimmt. Alle mir bekannten Studien zu diesem Thema lassen diesen Schluß nicht zu. Liest man etwa den entsprechenden Abschnitt im Buch von Minami, Ryōshin (1994) "*The Economic Development of Japan*", das die Autorin in ihrer Bibliographie aufführt, so entsteht ein ganz anderes Bild: Japan habe zwar mehr Gewicht auf Technologieimport als auf Innovationen gelegt, aber gerade für Branchen mit hohem Produktivitätszuwachs, wie Chemie, Eisen und Stahl, zeigt er, daß sowohl Technologieimport als auch Forschung und Entwicklung ein hohes Niveau aufwiesen.

Selbst logische Patzer erlaubt sich die Autorin: "Gleichzeitig stellt das Amt aber auch einen Rückgang im Engagement für Stromeinsparung fest. So sei zu beobachten, daß die durchschnittliche Zieltemperatur für Zimmerkühlung wieder ansteigt, ebenso die durchschnittliche Zieltemperatur bei elektrischer Raumbeheizung". (S. 98) Weshalb weniger starke Kühlung mehr Strom verbrauchen soll, bleibt das Geheimnis der Autorin.

Das Buch wird also nicht nur seinem Titel nicht gerecht. Selbst wenn man sich auf den behandelten Themenbereich beschränkt, lassen sich deutliche sprachliche und inhaltliche Schwächen entdecken. Die Autorin erreicht weder leichte Lesbarkeit noch präzise Formulierung. Ich hätte dem Thema eine sorgfältigere Behandlung und dem Buch eine sorgfältigere Editierung gewünscht - selbst auf dem Klappentext finden sich Druckfehler.

Renate Daum